Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 170 (1897)

Rubrik: Weltchronik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weltchronik.

Vom Juli 1895 bis Juli 1896.

Ein wahrhaft afrikanisches Jahr hat diesmal der Kalendermann seinen lieben Lesern vorzuführen; denn fortwährend mußte man die Blicke nach dem dunkeln Erdteil richten, wo sich hochbedeutsame Dinge abspielten, die auch die europäischen Verhältnisse nicht unberührt ließen, und das wird wohl noch längere Zeit so bleiben, da England fast mit Naturnotwendigkeit dazu gezwungen ist, seine Machtsphäre in Afrika mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erweitern. Denn sein früherer dominierender Einfluß in Asien wird ihm von Jahr zu Jahr mehr von Rußland aus der Hand gewunden, wozu die in wenigen Jahren zu eröffnende transsibirische Eisenbahn nicht wenig beitragen wird.

Die ungeheure Machtfülle, welche in der Hand des jugendlichen russischen Kaisers vereinigt ist, und sein geschriebenes oder ungeschriebenes Bündnis mit Frankreich, das ihm in allen zu Willen ist, bilden nicht gerade beruhigende Momente für die Sache des Weltfriedens.

Aber die feuergefährlichste Stelle im alten Europa ist und bleibt doch immer die Türkei mit ihren durch und durch faulen Zuständen. Ein Volk, das, wie die Moslem, während seiner langen Herrschaft in Europa und in Asien auch noch kein einziges Werk von bleibendem Wert geschaffen und nicht die allereinfachste und dringendste Reform eingeführt hat und überdies noch immer für den größten Teil seiner gewöhnlichsten Bedürfnisse auf das Ausland angewiesen ist, hat wahrlich seine Existenzberechtigung verwirkt. Darüber sind auch alle Großmächte Europas längst einig, und wenn sie dennoch immer zuwarten und längst unhaltbar gewordene Zustände weiter dulden, so ist das nur eine Folge der Erkenntnis, daß die Vernichtung der Türkei zugleich das Signal sein würde zu einem europäischen Völkerkriege von noch ungehörter Ausdehnung und Schrecklichkeit. Dabei könnte dann aber auch gar leicht, außer der morschen Türkei, noch viel anderes in Trümmer gehen.

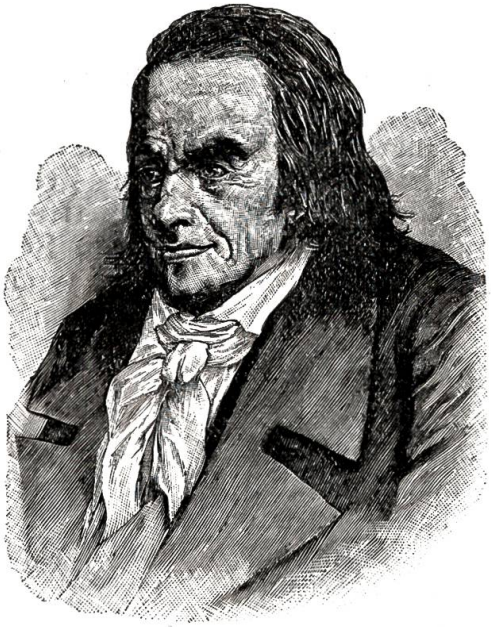
Unter diesen Umständen muß man es dem Kaiser Wilhelm in Deutschland Dank wissen, daß er so redlich das Seinige thut, den Frieden solang als möglich zu erhalten. Ganz besonders läßt er sich keine Gelegenheit entgehen, um seinen Erzfeinden, den Franzosen, Aufmerksamkeiten zu erweisen. So hat das Telegramm, das er beim Hinscheid eines der besten Staatsmänner Frankreichs, Jules Simon, an den Präsidenten Faure richtete, den trefflichsten Eindruck gemacht, ebenso wie das rasche Eingreifen des Kaisers, der seinen eigenen Leib- und Lieblingskreuzer Gefion einem französischen Schiffe, das aufgefahren war, zu Hülfe sandte. Auch Deutschlands Annahme der Einladung zur Pariser Weltausstellung von 1900, die als eine der ersten eintraf, hat nicht wenig überrascht und erfreut.

Deutschland hat sich aber auch das eben abgelaufene Friedensjahr, das hoffentlich noch recht viele Nachfolger haben wird, weidlich zu nutze gemacht. Da sind weihevolle Feste abgehalten worden, wie die Gedenkfeier der Kaiserkrönung in Versailles, am 18. Januar, das 25jährige Reichstagsjubiläum, die Einweihung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. auf dem Kyffhäuser. Daneben hat sich die Haupt- und Residenzstadt Berlin eine prächtige Gewerbeausstellung geleistet, die sogar dem chinesischen Bevollmächtigten Li-Hung-Tschang, der vom Kaiser empfangen und vielfach gefeiert worden ist, Bewunderung abnötigte. Von all den Festlichkeiten und Empfängen hat sich nun der deutsche Reichstag offenbar so gehoben gefühlt, daß er diesmal ungewöhnlich viel Ersprießliches zu stande gebracht hat. Wir nennen nur die Zusammenlegung, resp. die Umformung der vierten Halbbataillone, die sehr viel zu reden gab, aber schließlich doch glücklich zur Annahme gelangte, und zwar ohne gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit. Ferner sind zu erwähnen die sehr zeitgemäßen und hoffentlich gute Früchte tragenden Debatten über die Abschaffung des Duellunwesens bei den Studenten und unter dem Militär. Das allerverdienstlichste Werk hat aber der deutsche Reichstag unstreitig vollbracht mit der Annahme des neuen bürgerlichen Gesetzbuches, wodurch wieder ein Einheitsband mehr um die deutschen Staaten sich schlingt. An diesem Gesetzbuch haben seit Jahren die besten Juristen und Praktiker des Reiches gearbeitet und dadurch ein Werk zu

stande gebracht, das in seiner Art als mustergültig betrachtet werden kann. Die Frauen allerdings sind damit nicht einverstanden, da sie in Bezug auf die Vermögensverwaltung immer noch den Unmündigen gleichgestellt werden. Ihr großartiger Protest dagegen ist diesmal noch ungehört verhallt, wird aber kaum lange mehr zu überhören sein. Der großartige Streik der Nähterinnen und Konfektionsarbeiterinnen in Berlin, bei welchem ganz schmachvolle Ausbeutung der Frauenkräfte und Frauenarbeit zu Tage trat, hat vielen die Augen geöffnet, die bisher feindlich der Frauenbewegung gegenüberstanden.

Übrigens ist auch außer diesen und ähnlichen Streiks, denen sich nur noch der großartige Bierboykott anschließt, noch sonst mancherlei Unliebsames vorgekommen im Deutschen Reich. Erwähnt sei hier nur der sogenannte Fall Hammerstein, welcher mit der Verurteilung des frühern Redaktors der Kreuzzeitung, Freiherrn von Hammerstein, endete. Ferner hat der vormals so berühmte Afrikaforscher, Dr. Peters, sich unsaubere Dinge vorhalten lassen müssen, die er in Afrika verübt hat. Und endlich ist auch noch der vormalige Hofprediger Stöcker, der sich mit Hammerstein zu viel eingelassen, bei Hofe vollends unmöglich und sogar auch von der konservativen Partei abgeschüttelt worden. Den Kaiser hat er so sehr gegen sich aufgebracht, daß dieser alle christlich-socialen Pastoren seinen Ärger entgelten und ihnen den deutlichen Wink zugehen ließ, sich nicht in Politik zu mischen. Das schon beinah geflügelte Wort „Christlich-social ist Unsinn", das bei diesem Anlaß der kaiserlichen Feder entfloß, gehört aber jedenfalls nicht zu den größten seiner Gattung und wird auch die Pastoren wenig daran hindern, in Politik zu machen. Es hat auch den ci-devant Hofprediger nicht davon abgehalten, zu den schon bestehenden christlich-socialen und evangelisch-socialen noch eine kirchlich-sociale Partei zu gründen. Zum Glück ist aber auch Erfreuliches zu melden. So hat z. B. die Wissenschaft einen großartigen Triumph erlebt in der genialen Entdeckung des Prof. Dr. Röntgen in Würzburg (siehe Seite 54).

Nicht allen Wohlthätern der Menschheit ist es vergönnt, daß sie die Früchte ihrer Arbeit schon bei Lebzeiten genießen können. Dies war



Heinrich Pestalozzi.

z. B. nicht der Fall bei Heinrich Pestalozzi, dem großen Volks- und Menschenfreund und Begründer der Volksschule, dessen Andenken dies Jahr in Deutschland und in der Schweiz überall mit großer Begeisterung gefeiert worden ist. Er hat sie nicht aufkeimen sehen, die Saat, die er ausgestreut; aber der verbesserte Schulunterricht, die Sorge für die Waisen, Schwachbegabten, Blinden, Taubstummen, in denen jetzt ein Staat den andern zu übertreffen sucht, sie alle gehören zu den Früchten, die wir ihm verdanken. Was er in Stans erstrebt, in Burgdorf und Yverdon gelehrt, das ist nun zum bleibenden Eigentum der Volksschule geworden und wird sogar sein schönes Denkmal in Yverdon überdauern.

Viel großartiger aber als die Pestalozzitage, Gedenk- und Siegesfeiern in Deutschland waren die mit wahrhaft märchenhafter Pracht begangenen Krönungstage im alten, heiligen Moskau in Rußland. Dort hat das junge Zarenpaar anstrengende Tage durchgemacht beim Empfang all der Abordnungen aus dem weiten Zarenreich in Europa und Asien. Dann gab es lange kirchliche Feiern, farbenprächtige Festzüge, nicht endenwollende Gastmähler und feenhaft schöne Beleuchtungen mitzumachen oder anzusehen. Aber auf diese Tage fast überirdischen Glanzes folgten tiefe Schatten, verursacht durch das grauenhafte Unglück auf

dem Chodinka-Feld bei Moskau. Bei Anlaß der Gabenverteilung wurden dort nämlich mehr als 3000 Menschen zu Tode getreten von der gierig herzudrängenden Menge. Diese Gaben, welche der Zar gespendet zur Feier seiner Krönung, und welche aus Bierkrügen und Lebensmitteln bestanden, wurden in Zelten aufgespeichert, die von einem tiefen Graben umgeben waren. Dieser Graben nun wurde vielen zum Verhängnis; denn als es plötzlich bekannt wurde, die Verteilung gehe früher los, als man anfänglich gemeint hatte, stürmte die Menge förmlich auf die Zelte los, dabei niedertretend, was ihr in den Weg kam. Zu einer formlosen Masse zertreten fand man dort später eine große Zahl von Leichnamen, aber noch weiß man nicht, wen die Schuld an dem grauenvollen Unglück trifft. Nur so viel ist sicher, daß lang nicht so viel Gaben zur Verteilung kamen, wie man nach den dafür verwendeten Summen hätte meinen sollen. Ein großer Teil derselben wird also wieder stecken geblieben sein in den Händen ungetreuer Hofbeamter. Die Korruption herrscht also nach wie vor im Zarenreich, wo es übrigens auch in Bezug auf die Regierung bei der alten absoluten Monarchie bleibt. Nur hat sie unter dem jetzigen Kaiser etwas mildere Formen angenommen. So hört man z. B. nichts mehr von Juden- und Stundistenverfolgung, von der Verbannung evangelischer Pastoren und von der gewaltsamen Russifizierung der baltischen Ostseeprovinzen, die unter dem vorigen Regiment noch üblich waren. Dagegen macht das russische Volk gewaltige Fortschritte in der Industrie, wie das seine immer mehr in Aufnahme kommenden Ausstellungen beweisen. Dafür hat es nun allerdings auch schon von dem modernen Übel der Streiks zu leiden. Eine höchst merkwürdige Erscheinung im Russenreich bilden auch die in den letzten Tagen erfolgten Massenauswanderungen nach Sibirien. Seit nämlich das erste Teilstück der transsibirischen Bahn eröffnet ist, ergießt sich eine wahre Völkerwanderung nach diesem reichen Lande, das bisher nur eine Zuflucht für Verbannte und Verbrecher gewesen ist. Diesen werden in Zukunft nur die unwirtlichsten Strecken jenes Landes überlassen bleiben, das noch ungeahnte Hülfsquellen und eine Menge ungehobener Schätze in seinem Boden birgt. Wenn schon die Eröffnung dieses kleinen Teilstückes solche Veränderungen hervorzubringen vermag, was wird erst die Vollendung des ganzen großen Werkes, welche nur noch wenige Jahre in Anspruch nimmt, im Gefolge haben! Mit banger Sorge sieht man in Europa der Eröffnung dieser Bahn entgegen, fürchtet man doch eine Überflutung der europäischen Märkte und Industriecentren durch billige orientalische Arbeitskräfte und noch billigere japanisch-chinesische Waren. Jedenfalls aber wird dann das asiatische Absatzgebiet für Europa verloren sein, da der europäische Arbeiter nicht mit seinem bedürfnislosen asiatischen Konkurrenten rivalisieren kann. Ungeheuer werden vollends die militärischen Vorteile sein, welche die Bahn dem Russenreiche bringen wird, da es alsdann in Asien sozusagen Herr und Gebieter sein wird. Es wird dann den großen Staaten Asiens ein ge-

Kaiser Niklaus II. von Rußland.

wichtiges Wort in ihre Angelegenheiten reden; das siegreiche Japan hat das schon im letzten Jahre erfahren können. Es mußte damals bekanntlich alle von ihm besetzten Punkte auf dem chinesischen Festlande wieder herausgeben; doch blieb ihm die herrliche Insel Formosa mit ihrer wunderbaren Vegetation, und die wäre schon allein den ganzen Krieg wert gewesen. Freilich ist sie auch jetzt noch nicht völlig pacifiziert, da die berüchtigten Schwarzflaggen dort immer wieder neue Schilderhebungen versuchen. Sie werden sich aber wohl ergeben, wenn einmal der japanische Moltke, Feldmarschall Yamagata, hinter sie gerät, der bekanntlich auch mit China fertig geworden ist. Das arme himmlische Reich kann sich noch jetzt nicht recht erholen von seiner Entrüstung über die Unverschämtheit des kleinen Inselvolkes, das gewagt hat, China nicht nur anzugreifen, sondern sogar zu besiegen. Das Bitterste in der Sache ist diesem jedenfalls, daß es nun wieder so viel mehr Leute hineinlassen muß in das geheiligte Reich der Mitte. Denn natürlich hat Japan sich vertraglich eine ganze Anzahl weiterer chinesischer Häfen und Städte öffnen lassen für seinen Handel, und Rußland auch. Dies letztere, welches bekanntlich den Chinesen die Mittel zur Bezahlung ihrer Kriegsschuld vorstreckte, hat überdies all jene von Japan wieder herausgegebenen Orte vorläufig als Pfand in Beschlag genommen, und bis China sie wieder zurückbekommt, wird es wohl noch ein bißchen tausendjähriger werden, als es jetzt schon ist.

Kaiserin von Rußland.

Aber nicht nur im äußersten Osten dominiert heute der russische Einfluß; derselbe wird sich vielleicht schon bald auch in Persien bemerkbar machen, dessen neuer Schah, Mussaffr-eddin, ein großer Russenfreund sein soll, was bei seinem Vorgänger Nassr-eddin nicht der Fall war. Dieser letztere, der asiatische Reisekaiser, von dem der Hinkende Bote schon oft zu berichten hatte, ist nämlich ganz unerwartet und auf sehr tragische Weise ums Leben gekommen. Während er seinen religiösen Pflichten oblag, ereilte ihn plötzlich die Kugel eines fanatischen Anhängers von der Sekte der Babi, die er früher blutig verfolgt hatte. Dem neuen Schah scheinen diese gefährlichen Heiligen nichts anhaben zu wollen, besonders seit er auch ihnen das Recht der freien Religionsübung zugesichert hat. So konnte er in aller Ruhe seinen Thron besteigen und seine Regierung antreten, und hat ihm einstweilen auch noch kein anderer Prätendent die Krone streitig gemacht, was bei den so überaus verwickelten orientalischen Familienverhältnissen und Haremszuständen sonst nicht leicht zu vermeiden ist.

Und damit wären wir glücklich bei der Türkei angekommen, denn den Engländern in Indien und ihren Vasallen hat bis dahin der Ruß höchstens einmal zum Spaß an die Thüre geklopft, um zu fragen: „Was weit dr mache, wenn die schwarze Manne chöme?“ Mit dem Reiche des Sultans dagegen ist es ihm bitter Ernst. Es scheint auch fast, als ob das, was der Traum und die Sehnsucht aller russischen Zaren war, der Besitz von Stambul mit dem goldenen Horn, schon dem jetzigen jugendlichen Selbstherrscher aller Reußen als reife Frucht in den Schoß fallen könnte.

Der Sultan hat zwar diesmal noch den

Mächten, welche auf Englands Drängen hin sich zu einer Flottendemonstration verstanden hatten, um die Durchführung der Reformen in Armenien zu erzwingen, Trotz bieten können. Der Beherrscher der Gläubigen wußte eben ganz gut, daß es doch keine der Mächte wagen würde, durch energisches Eingreifen und kriegerisches Vorgehen den drohenden Völkerkrieg zu entfesseln, so daß ihm die Flottendemonstration auch nicht den geringsten Schrecken einjagte. Den Armeniern aber, für die sie in Scene gesetzt wurde, hat sie erst recht nicht geholfen, sondern vielmehr geschadet. Scheinen sie doch nun so gut wie schutzlos ihren Peinigern preisgegeben. Die Greuel, welche die türkischen Soldaten an den armenischen Christen verübten, überstiegen alles, was man aus den schlimmsten Zeiten der Christenverfolgungen weiß. Da wurde kein Alter geschont und kein Geschlecht; ja es schien sogar, als ob die türkischen Unholde sich eine besondere satanische Freude daraus machten, gerade das schwache Geschlecht in ihre Gewalt zu bekommeu, um an ihm ihre bestialische Lust zu kühlen. Erbarmen kannten sie nicht; sie ließen höchstens dann von ihren Opfern ab, wenn diese auf der Stelle ihren christlichen Glauben abschworen und sich zum Islam bekehrten, was denn auch massenhaft geschah. Diese armen Unglücklichen sind nun zum lebenslangen Verbleiben in diesem Glauben gezwungen, da der Koran alle Abtrünnigen mit den schärfsten Strafen bedroht. Was sonst noch für Not und Elend herrscht unter diesen armen Verfolgten, denen alles geraubt und fast jede neue Erwerbsthätigkeit unmöglich gemacht worden ist, das läßt sich so leicht nicht in Worte fassen, ruft aber laut nach opferfreudigen Herzen und milden Händen. Der Sultan aber hat sich, wie recht und billig, nicht lange freuen dürfen seines Triumphs über die Mächte und speciell über den englischen Premier Salisbury, der ihm am Anfang am meisten die Hölle heiß machte. Denn kaum war es in Armenien etwas stiller geworden, so erhoben sich die Drusen am Libanon, die von jeher der Pforte viel zu schaffen gemacht haben. Und ihnen sind nun die Bewohner von Kreta gefolgt, welche längst kein anderes Sehnen mehr kennen, als die Losreißung von der immer nur widerwillig geduldeten Türkenherrschaft und die Vereinigung mit den stammverwandten Griechen. Auch dort wurde die nationale Erhebung der Kretenser sofort mit greulichen Christenverfolgungen beantwortet seitens der türkischen Soldateska, und noch, als schon die Mächte sich ins Mittel gelegt hatten und bestrebt waren, den alten, für beide Teile günstigen Vertrag von Aleppo wieder in Kraft zu erklären, begingen die Türken einen Treubruch nach dem andern. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß in den letzten Tagen sich immer mehr Stimmen finden, welche den Anschluß von Kreta an Griechenland befürworten. Die Hellenen haben es sich auch etwas Redliches kosten lassen, und zwar schon seit Jahren, um die Kretenser zu unterstützen, und sind zum Teil gerade dadurch in ihre jetzigen mißlichen Umstände und den schlimmen Geruch von schlechten Schuldenzahlern gekommen. Dies Jahr haben sie überdies ihren frühern, mehrmaligen Ministerpräsidenten Trikupis durch den Tod verloren, was aber zu keinen Erschütterungen des Landes geführt hat.

Der verstorbene Schah von Persien.

Der Tod von Stambulow im letzten Jahre hat anders nachteilig gewirkt auf das Fürstentum Bulgarien, das nunmehr ganz im russischen Fahrwasser segelt. Ferdinand, der endlich bestätigte Koburger, hat es jetzt doch durchgesetzt, daß sein Söhnchen, der kleine Kronprinz Boris, nach griechisch-katholischem Ritus umgetauft wurde, trotz aller Opposition von dessen frommer, römisch-katholischer Mutter, deren Familie und des heiligen Vaters selber. Er hat dadurch erlangt, was sein Herz begehrte; denn nicht nur ist er selber endlich bestätigt worden, sondern der Zar hat auch die Patenstelle bei dem kleinen Boris übernommen. Allerdings wird Rußland mit der Zeit dem Koburger und seinen Bulgaren noch mit manchem Ansinnen kommen, das ihnen nicht gefallen wird. Um die heikle Frage wegen Beseitigung des bulgarischen Schisma, die von Petersburg aus aufgeworfen wurde, hat sich zwar der gute Ferdinand noch zu drücken gewußt für diesmal. Er wäre damit auch gar zu übel angekommen bei seinem Volke, das nicht wenig stolz ist auf die aparte Nuance seines griechisch-katholischen Bekenntnisses. Um trotzdem seine Ergebenheit seinem hohen Gönner im Norden zu beweisen, sind jetzt alle jene treulosen Offiziere, die sich seiner Zeit an dem tapfern Battenberger vergriffen hatten und dann nach Rußland geflüchtet waren, begnadigt und, wo möglich noch mit Beförderung, in die bulgarische Armee wieder eingereiht worden. Dieselbe wird aber hoffentlich keine zu harte Probe zu bestehen haben, trotzdem Bulgarien nun mit Serbien und Montenegro einen Dreibund Nr. 2 geschlossen hat. Rumänien hingegen will offenbar „nit in dem Ding" sein und hat es auch nicht nötig, da es ohnehin zu den bestgeordneten Balkanstaaten gehört. Von Ruhe und Ordnung hat nämlich sein großer Nachbar Österreich-Ungarn gewöhnlich keinen Überfluß; so auch dies Jahr nicht, wo die heißblütigen Ungarn den Kopf besonders hoch tragen wegen ihrer prächtig gelungenen Millenniums-Ausstellung in Budapest und allen damit verbundenen Festlichkeiten. Sie haben aber auch Ursache, stolz zu sein beim Rückblick auf die tausendjährige Vergangenheit des Magyarenreiches. Sie lassen sich darum auch gar nichts mehr bieten von den Österreichern in der Westhälfte des Reiches, wo dies Jahr fast gar nichts anderes Trumpf war, als Antisemitismus und die Bürgermeisterwahl von Wien. Den wichtigen Posten an der Spitze der Reichshauptstadt bekleidet nun doch nicht der unvermeidliche Dr. Lueger, der immer und immer wieder mit Glanz dafür gewählt wurde. Auf besondern Wunsch des guten Kaisers Franz Joseph hat Lueger auf das ehrenvolle Amt verzichtet, das nun von einem seiner Freunde für ihn warm gehalten wird. Es war aber auch nötig, daß dem Franz Joseph endlich etwas nach seinem Willen ging, mußte er doch neuerdings wieder viel Schweres erleben, da der Thronfolger an unheilbarer Kehlkopfschwindsucht dem Grabe entgegenwelkt. Bei dem vielsprachigen und unruhigen Habsburgerreich ist es gewiß nichts Kleines, nicht zu wissen, wem er einmal sein angefangenes Werk und Krone und Scepter hinterlassen muß.

Den König von Italien aber plagen noch ganz andere Schmerzen. Der hätte wohl auch ausrufen mögen, wie vor Zeiten sein römischer Vorfahr: „Varus — Baratieri — gieb mir meine Legionen wieder!" Denn auf jenen italienischen Schlachtfeldern im heißen Afrika, bei Adua, Abba Gherima und Makalla, liegen Tausende von tapfern italienischen Soldaten und viele todesmutige Anführer, wie Galliano, der Held von Makalla, begraben, und laute Klagen gehen durch das italienische Volk, dem man eines so unnützen, vom Zaune gerissenen Krieges wegen so viele seiner besten Söhne geraubt hat. Italien wird es nämlich niemals erlangen, das Protektorat über Abessynien, das es sich fälschlicherweise angemaßt hatte. Der verachtete Halbbarbar Menelik, der König der Könige genannt, hat bewiesen, daß er gar wohl im stande ist, jeden Eingriff in seine Rechte abzuwehren. General Baldissera, der Nachfolger des unglückseligen Baratieri, wird froh sein müssen, wenn es ihm gelingt, den Italienern ihre sogenannte erythräische Kolonie in den allerbescheidensten Dimensionen zu erhalten. In den letzten Tagen hatte er sogar einen Doppelkrieg zu führen, gegen die Abessynier einerseits und die Derwische anderseits. Dabei hat er auch noch alle Einrichtungen für die Verpflegung des Heeres in der schrecklichsten Unordnung und Verwahrlosung gefunden, was freilich nicht alles seinem Vorgänger Baratieri zur Last fällt,

sondern noch viel mehr dem langjährigen Premier Crispi, dessen politische Führerrolle wohl nun auf immer zu Ende ist nach all den Anklagen, die gegen ihn geschleudert wurden über die afrikanischen Angelegenheiten. Sein Nachfolger ist neuerdings der Marquis di Rudini geworden, der aber eine traurige Erbschaft angetreten hat. Sind doch in Sicilien, wo die Not besonders groß ist, schon wieder Aufstände ausgebrochen, die nur mit Waffengewalt gedämpft werden konnten. Auch hat das Ministerium Rudini schon wieder eine Krise durchzumachen gehabt, indem der Kriegsminister und einige seiner Kollegen, die aber bereits wieder ersetzt sind, von ihrem Amte zurücktraten. Der Kriegsminister hatte nämlich, um endlich mit den Ersparnissen im Heerwesen Ernst zu machen, ein Projekt ausgearbeitet, wodurch zwei ganze Armeecorps unterdrückt werden sollten. Auf dies Projekt nun wagte die Kammer noch nicht einzutreten, da sie davon eine Minderung des italienischen Ansehens fürchtet, vielleicht sogar eine Gefährdung seiner Stellung in der Tripelallianz, trotzdem ihm, namentlich von Deutschland aus, in dieser Beziehung die beruhigendsten Versicherungen gegeben worden sind. Mit sehr wenig frohmütigen Gefühlen wird darum wohl Italien demnächst daran gehen, die Unterhandlungen mit der Schweiz wegen des Simplondurchstiches zum Abschluß zu bringen.

Ein gutes Jahr hatte auch Spanien nicht, dessen schneidiger General Weyler auf Cuba gerade so wenig ausrichtet, wie sein Vorgänger, der Marschall Martinez Campos. Die Rebellen machen im Gegenteil täglich Fortschritte, besonders seit sie von Nordamerika durch Flibustiererpeditionen mit Waffen, Munition und Geld versehen werden. Dabei wird das sonst so fruchtbare Cuba, die Perle der Antillen, auf Jahre hinaus zu Grunde gerichtet. Und das Mutterland Spanien, das sich in unbegreiflicher Verblendung immer geweigert hat, die von der Insel verlangten dringenden Reformen zu gewähren, ist jetzt jedenfalls sehr nahe bei dem Punkt angelangt, wo es sich außer stande sehen wird, diesen Millionen verschlingenden Krieg fortzusetzen. Dazu werden jetzt auch noch Stimmen laut, welche behaupten, daß diese Millionen gar nicht alle an die richtige Adresse gekommen seien, da die armen spanischen Soldaten auf Cuba schon lange keinen Sold mehr gesehen haben. Das wirft ein trübes Licht auf die spanischen Zustände überhaupt; aber wie sollte man auch Gutes erwarten können von einem Lande, wo sich die Regierung selber dazu hergiebt, zu ihren Gunsten und Zwecken das allgemeine Stimmrecht auf die schamloseste Weise zu vergewaltigen. Da darf man sich auch nicht zu sehr verwundern, daß das lichtscheue, bombenwerfende Anarchistengesindel dort immer wieder sein Wesen treibt. In Barcelona, der schon so oft durch Bomben zu trauriger Berühmtheit gelangten Stadt, ist auch dies Jahr wieder eine geflogen, und zwar mitten in eine kirchliche Prozession hinein, wo sie allerlei harmloses Volk, zumeist aus ärmern Kreisen, getroffen hat. Nun ist abermals der Belagerungszustand über die unglückliche Stadt verhängt worden, wo fast kein Mensch vor Verdacht und Verdächtigung sicher sein kann, während die wirklichen Thäter nur zu oft entkommen. All diese himmeltraurigen Zustände hindern aber gerade jetzt die stolzen Spanier nicht, ihren Freunden von der französischen Flotte die prächtigsten Stiergefechte zu veranstalten und sie überhaupt zu feiern, wie es sonst nur die Franzosen mit den Russen zu thun pflegen. Von solch aufregenden Vergnügungen ist es ordentlich eine Erholung, nach dem stillen Portugal hinüber zu gelangen. Dort haben dies Jahr die Mittel dem König sogar erlaubt, auf Reisen zu gehen. Nur mußte er dabei Rom meiden, da ihn der Papst im Vatikan nicht empfangen wollte, wenn er auch im Quirinal vorspräche. So ging er denn, ohne diese beiden gesehen zu haben, wieder in seine Stille zurück, wo dies Jahr nur die Schweiz mit ihm zu rempeln hatte wegen Ausweisung ihrer Missionare. Die Sache ist dann in Minne beigelegt worden, gerade so, wie der französisch-schweizerische Zollkrieg, was Frankreich wohl thun konnte, da es nur dabei gewonnen hat. Der Mann, dem wir seiner Zeit den Zollkrieg zu verdanken hatten, Méline, steht jetzt an der Spitze des französischen Ministeriums, das sich bis dahin notdürftig über Wasser gehalten hat dadurch, daß es die verhaßte Rentensteuer schleunig zurückzog. Das frühere radikale Kabinett Bourgeois war über der Einkommensteuer zu Falle gekommen und hatte demnach den kürzern ge-

zogen im Kampfe mit dem Senat, den es beseitigen wollte. Der Senat, der aus vielen, ziemlich reaktionär gesinnten, auf Lebenszeit ernannten alten Herren besteht, ist nämlich der ganzen extremen Linken der französischen Kammer längst ein Dorn im Auge. Die Kammer wird bekanntlich nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählt und fühlt sich so als einzig wirkliche Vertreterin der französischen Nation. Immerhin war der Senat diesmal stärker als die Kammer und hat dieser das Regieren ganz und gar unmöglich gemacht, indem er alles verweigerte, was sie auch vorbringen mochte, Einkommenssteuer, Madagaskarkredite 2c. Von diesen letztern dürften noch viele nötig werden, da die kaum annexierte Insel wieder anfängt, unruhig zu werden. Letztes Jahr ist dieselbe bekanntlich mit sehr wenig Verstand und viel Glück von den Franzosen erobert, unter ihr Protektorat gestellt und dann im Laufe des Jahres Frankreich einverleibt worden, ohne daß die Sache den geringsten Haken zu haben schien. Jetzt aber erheben sich die Hovas, das Hauptvolk der Insel, und machen Miene, den Franzosen dort ihr Leben recht sauer werden zu lassen. Kolonisieren ist überhaupt nicht die Sache der Franzosen; die brüten lieber daheim über ihren Revancheplänen, die immer wieder hinausgeschoben werden müssen, weil der deutsche Kaiser doch gar zu liebenswürdig ist. Übrigens haben sie sich dies Jahr schadlos gehalten durch allerlei Skandalgeschichten in der Heimat. Da ist eine Meute, die sich besonders den unschuldigen Präsidenten Faure zum Opfer auserkoren hat, indem sie ihm alle Sünden aufzubürden sucht, die sein Schwiegervater begangen hat, lang ehe er Schwiegervater oder auch nur Vater war. Dann steht bekanntlich eben jetzt der Panamaschwindler Arton vor Gericht, den man so lange nicht finden wollte. Sein Gönner und Freund Cornelius Herz dagegen stirbt immer noch in Bournemouth und wird nicht ausgeliefert von England. Dagegen sind viele Schwindler verwickelt worden in den Prozeß des kleinen sucrier (Zuckerfabrikant) Max Lebaudy, der um seiner Millionen willen von etlichen Panamajuden förmlich zu Tode gehetzt wurde. Erlöst wurde er dann schließlich von dem Rest seiner Millionen durch den Tod, da man ihn hatte Militärdienst thun lassen, obschon er hierzu absolut untauglich war, weil niemand es wagte, ihn zu dispensieren, aus Furcht, der Bestechlichkeit angeklagt zu werden. Mit seinen Nachbarn, den übrigen Völkern, die es alle zur Pariser Weltausstellung von 1900 eingeladen hat, ist Frankreich so weit in Frieden ausgekommen. Es hat nur England ein bißchen chicanieren helfen, als dieses für seinen Zug nach Dongola gegen die Derwische das Geld der ägyptischen Schuldentilgungskasse entnehmen wollte. Das nun wußte Frankreich und sein Anhang zu verhindern, was aber England wenig ansicht, da nun die Indier dafür schwitzen müssen. Jener Zug nach Dongola, welcher mit der Eroberung des ganzen Sudan enden soll, ist nun einmal beschlossene Sache und gehört mit zu den weit ausgreifenden Plänen, mit denen sich England in Afrika trägt. Eine Niederlage der räuberischen, Sklaven haltenden und fanatischen Derwische wäre für die ganze Menschheit eine Wohlthat, ein Sieg Englands also sehr zu begrüßen. Nicht so vieler Sympathie erfreut sich dagegen Englands Vorgehen gegen die wackern Buren im Transvaal, welche den

Louis Pasteur.

Einfall des Dr. Jameson, hinter dem die ganze hocharistokratische Chartered Company steht, so schneidig zurückgewiesen haben. Der deutsche Kaiser gab damals mit seinem berühmten Telegramm an den Präsidenten Krüger (Oom Paul), den er beglückwünschte zu dem Sieg seiner Waffen, nur dem allgemeinen Gefühl der Anerkennung für das wackere kleine Volk Ausdruck. Die Engländer allerdings gerieten darob schier aus dem Häuschen und stießen große Drohungen aus, die aber von niemand ernst genommen wurden. Das fliegende Geschwader wenigstens, von dem damals geflunkert wurde, das die ganze Welt in Angst und Schrecken setzen sollte, hat noch niemand fliegen sehen und auch noch nichts von seinen Thaten gehört. Die Engländer aber, die sich im Anfang nicht genug thun konnten mit Zorn- und Schmähartikeln gegen den deutschen Kaiser und mit Verherrlichung des Freibeuters Dr. Jameson, sind nun doch etwas kleinlaut geworden, seit vor aller Welt an den Tag gekommen ist, daß nicht nur die Chartered Company zum voraus von dem Einfall wußte, sondern daß man auch in englischen Regierungskreisen ganz genau darüber informiert war. Der Hauptanstifter der ganzen Sache war denn auch kein Geringerer, als der englische Gouverneur Cecil Rhodes selber, der jetzt aber auch seine Entlassung nehmen mußte. Es war natürlich gar zu verlockend für die Chartered Company, sich mit einem Schlag in den Besitz der reichen Diamantfelder bei der Stadt Johannisburg in Transvaal setzen zu können. Das war der wirkliche Zweck des Unternehmens und nicht die Protektion der in Johannisburg lebenden Ausländer, die derselben gar nicht bedurften. Es wird übrigens nicht der letzte Versuch der Engländer sein, sich dieses Gebietes zu bemächtigen; aber so leichtes Spiel, wie bei den von ihnen dieses Jahr wiederholt besiegten Matabelestämmen, werden sie dort niemals haben. In England selber herrscht immer noch die greise Königin Viktoria und erfreut sich gegenwärtig noch eines konservativen Ministeriums unter dem Premier Salisbury. Unter diesem hat sich ein nahezu „welthistorisches" Ereignis vollzogen, nämlich das Oberhaus hat endlich die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau gestattet, so daß nun wohl große Nachfrage sein wird nach liebenswürdigen Schwägern und anmutigen Schwägerinnen. Da die Engländer in diesem Jahr in kolonialer Beziehung nicht viel Grünes gemacht haben, denn auch in ihrem Streit mit Venezuela holen sie sich keine Lorbeeren, so ist ihnen dieser Privaterfolg zu Hause wohl zu gönnen.

Nationalrat P. Jolissaint (siehe Seite 52).

Der arme König von Belgien hat hingegen zu Hause keine Freude erlebt, denn erstens bringt ihn sein geliebter Kongostaat, den ihm die Belgier immer nicht abnehmen wollen, so sehr in Geldverlegenheit, daß er schon einige seiner schönsten Besitzungen in den Ardennen verkaufen mußte, um das Nötige dafür aufzubringen. Sodann hat ihm das in Belgien gültige, merkwürdige, allgemeine Stimmrecht eine aus lauter schwarzen Klerikalen und hochroten Socialisten bestehende Kammer beschert, während die liberalen Parteien ganz und gar an die Wand gedrückt sind. Daß eine Kammer mit solchen Gegensätzen viel Gutes ausrichte, scheint nahezu unmöglich zu sein. Wir überlassen sie daher ihrem Schick-

sal und gehen zu Holland hinüber, das immer noch unter sanftem Frauenscepter steht, aber trotzdem alle Aufstände in den Kolonien, auf Sumatra und anderswo, in aller Stille zu unterdrücken verstanden hat. Still und friedlich ist das Jahr auch verlaufen auf der skandinavischen Halbinsel, wo sich die beiden feindlichen Brüder, Schweden und Norwegen, wieder in Minne vertragen. In Dänemark hingegen wird wohl nächstens großer Jubel einkehren, wenn der neugekrönte Zar und Enkel demnächst mit seiner jungen Gemahlin dort einkehren wird, um sich von all den Krönungsstrapazen zu erholen.

Erholung werden auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika nötig haben, wenn einmal die Präsidentenwahl vorüber ist, welche diesmal die Gemüter in außergewöhnlicher Weise erhitzt; es stehen sich jetzt nicht nur die alten Parteien der Republikaner und Demokraten gegenüber, sondern vor allem die Leute, welche für die bisherige Goldwährung sind, und die andern, welche die freie Silberprägung befürworten. Die erstern haben zu ihrem Präsidentschaftskandidaten den bei uns nichts weniger als gut angeschriebenen Oberzöllner, Mac Kinley, erkoren, die letzteren den feurigen Volksredner Bryan, der in noch jungen Jahren die Massen zu elektrisieren weiß mit seiner Beredsamkeit, wie es nur ganz seltenen Geistern möglich ist. Das Resultat des Kampfes vorauszusehen, ist jedoch bei amerikanischen Verhältnissen unmöglich. Jedenfalls wird es gut sein, wenn bald Ruhe einkehrt, um solchem Unglück zu steuern, wie es dies Jahr die Stadt St. Louis heimgesucht hat. Dieselbe wurde nämlich von einem Tornado oder Wirbelsturm fast vollständig weggefegt.

Nun aber will's der Kalendermann genug sein lassen des grausamen Spiels und nur noch ein Wort sagen von den großen Toten des letzten Jahres. Da ist vor allem zu erwähnen der berühmte Bakteriologe Louis Pasteur, der ein Wohlthäter der Menschheit geworden ist schon allein durch die Entdeckung des Mittels gegen die Tollwut, nicht zu reden von all den andern Errungenschaften in der Medizin und in gewerblich-technischer Beziehung, die man ihm zu verdanken hat.

In Deutschland ging zur Ruhe der gemütvolle Dichter Julius Sturm und sein Kollege Otto Roquette, der Dichter von Waldmeisters Brautfahrt, ferner die großen Historiker von Sybel und Treitschke; in Frankreich überdies noch in den letzten Tagen der gewesene Minister Spuller und der große Staatsmann Jules Simon; ferner in England als Opfer des ägyptischen Feldzugs Prinz Heinrich von Battenberg, der Schwiegersohn der Königin Viktoria.

Diesmal nun will der Kalendermann „z'grechtem" aufhören. Seine Leser rufen ihm hoffentlich nach:

„Obligé, möcht' gärn no meh!
Drnäbe cheu si's ha, wi si wei!"

Etwas vom schweizerischen Strafgesetzbuch.

Der „Hinkende Bote" und seine Leser gehören nicht zu den Juristen. Das Sprüchlein: „Juristen böse Christen" enthält eben doch ein Körnchen Wahrheit, und da überläßt unser Volk den Streit und den Hader lieber denen, die daran ihre Freude und ihren Vorteil haben.

Aber man darf doch nicht alles in einen Topf werfen. Wenn es sich zeigt, daß die Rechtsgelehrten Hand ans Werk legen wollen, um unsere doch gar nicht vollkommenen Gesetze und Rechtszustände ehrlich zu verbessern, so sollen sie uns willkommen sein und wir rufen solchen Leuten ein herzliches Glückauf zu.

Das scheint nun wirklich der aufrichtige Wille derjenigen zu sein, die ein schweizerisches Strafgesetzbuch vorbereiten. Wir vernehmen, daß das Wort: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, fürderhin in der Eidgenossenschaft nirgends mehr gelten soll. Der brave und währschafte Mann soll gegen die vielen Ränke und Fallen, die ihm von Ausbeutern aller Art gestellt werden, mächtig geschützt werden. Es soll nicht mehr vorkommen, daß große Herren nur mit dem Ärmel das Zuchthaus streifen, während der arme Teufel, der vielleicht weniger schlecht ist, hinein kommt. Es freut uns namentlich, daß die schlimmen Verderber der Jugend einmal fest angefaßt werden und sich nicht mehr, wie es leider noch mancherorts in der Schweiz, so in Zürich und Genf, möglich ist, mit einigen Batzen loskaufen können, wenn sie ein armes Kind ins Unglück gebracht haben.